

Das Leben im Wort

1926

★ Schriftleiter: Paul Lindenberg ★

1926

Die Geisterstunde / Von Hans Kohlrusch

Nim Weinfeller saßen die beiden, der Professor und Museumsdirektor Sigmund Dahlring und der Fremdling mit der lang aufgeschossenen Gestalt und den merkwürdig leuchtenden Augen in dem mumien-gelben Gesicht.

Der letzte war, wie er angab, Naturforscher und gerade von einer längeren Expedition in das Innere Zentralamerikas zurückgekehrt. Er wollte es sich nicht nehmen lassen, bei seinem Aufenthalt in der Hafenstadt dem berühmten Professor, dessen Name in aller Munde sei, seine Aufmerksamkeit zu machen und ihm als Geschenk ein seltenes Exemplar eines mexikanischen Purpurtäfers überreichen. Das waren so ungefähr die Worte bei seiner Vorstellung gewesen. Nach seinem Namen befragt, hatte er ein unverständliches Wort gemurmelt.

Hochgeglückt hatte der weißhaarige Direktor des städtischen Museums den Unbekannten zu einem gemütlichen Beisammensein am Abend eingeladen. — Gar wunderliches mußte da der Fremdling von seinen Fahrten zu berichten, und allmählich versanken in Weindunst und Tabaksqualm die kalkgetünchten Mauern des alten Patrizierkellers um die beiden Wissenschaftler.

So merkten sie dem gar nicht, daß die Geisterstunde vom nahen Turm durch die regenschwarze Nacht verkündet wurde. Der letzte Schlag aber wurde von einem Windstoß gerade zu des Unbekannten Ohren getragen, dessen Gesichtsfarbe einen Moment lang so weiß wurde wie die Kellerwand. Erschreckt hatte er mitten im Satz abgebrochen.

Da kreuzten sich die Blicke der beiden Männer. Der Professor versuchte, seinen Kopf zu senken, aber sonderbar, er schaute immer noch in die grünlich schimmernden Augen seines Gegenüber. Da hörte er plötzlich, wie aus weiter Ferne, seine eigene Stimme im Gewölbe heruntirren. Ganz gegen seinen eigenen Willen war plötzlich der Zwang in ihm erwacht, daß er jetzt reden müsse.

„Fast fünfzig Jahre,“ so sprach der Museumsdirektor mit fast tonloser Stimme, und dabei sah er nur vor sich ein grünlich flackerndes Feuermeer, „schleppe ich ein furchtbares Rätsel mit mir herum. Ich hörte heute so viele seltsame Erlebnisse aus Ihrem Munde, da muß auch ich Ihnen mein eigenartiges, nie gelöstes Geheimnis preisgeben, denn ich fühle, daß Sie mir Aufklärung verschaffen werden.“

„Ich wurde vor fünf Jahrzehnten,“ so fuhr er einformig fort, den Blick immer in die großen, starren Glanzaugen des Fremdlings versenkt, „einer Landesvermessungsabteilung beigeordnet, um die Naturdenkmäler unserer Heide zu fotografieren sowie Ausgrabungen zu veranlassen und zu leiten.“

Eines Tages, ich wohnte gerade in einem Gasthaus in der Nähe der Stadt, erreichte mich die Nachricht, daß ein entfernter Verwandter, für den ich mich mit einem hohen Betrage verbürgt hatte, durchgegangen sei. Was sollte ich machen? Das Geld, es waren ungefähr tausend Mark, besaß ich nicht, denn ich hatte nie eine Sekunde damit gerechnet, daß der brave Mensch eine derartige Torheit begehen würde.

Es waren traurige Tage, die ich da in der Heide verleben mußte. Endlich kam mir in meiner Verzweiflung ein Gedanke. Wir hatten die Ausgrabungen bei den sogenannten Königsgräbern begonnen, in denen ich wertvolle Schätze vermutete.

Wenn ich dort am Abend —? Ich spielte solange mit dem Gedanken, bis er sich in mich mit eisernen Franken festgekrallt hatte. Als es dunkelte, holte ich mir aus dem Arbeitsschuppen einen Spaten und schritt durch die mondhelle Nacht den Heidegräbern zu. Nie hatte ich Furcht gekannt, aber ein zweites Mal möchte ich den Gang über die mondbeschiene Heidefläche nicht machen. Es war mir, als liefe vor mir immer ein schwarzer, lang aufgeschossener Schatten, der sich mir ab und an zuwändig und drohend die Faust ausstreckte. Jedesmal, wenn ich meinen Spaten wie zur Abwehr erhob, verschwand das Phanton auf Sekunden im hohen Kraut, bis es plötzlich überhaupt ganz von der Erde verschluckt zu sein schien. So langte ich bei den Hügeln an, von denen einer zum Teil bereits abgetragen war. Die Gräber waren die bekannten Steinsteingräber, die durch Sandhügel verdeckt sind.

Ein halbes Jahrhundert liegen die Ereignisse hinter mir, aber oft noch quält und packt mich das Rätsel dieses Abends, und das Blut stößt in meinen Adern, wenn ich an die geplante Gräberschändung zurückdenken muß.

Kein Lüftchen regte sich weit und breit, und doch schien mir, als wenn die Wacholder, die ringsherum die Totenwache hielten, sich drohend, gleich spitzen Schwertern, mir zuneigten, um den Dieb zu durchbohren. Als ich den ersten Spatenstich aufsetzte, glaubte ich, aus dem Innern des Grabes ein deutliches Stöhnen zu vernehmen. Was war denn das? Etwas Weißes schimmerte im schwachen Licht des Mondes. Langsam, stetig wuchs dieses grauliche Ungetüm im Dämmerchein zwischen den Steinen heraus, wurde größer und größer, streckte sich mir entgegen! Ich weiß kaum, was weiter geschah. Mit dem scharfen Spaten mußte ich versucht haben, dieses wachsende Phanton zu durchschneiden, denn plötzlich sank es kraftlos zur Erde. Aus dem Grabe aber gellte gleichzeitig ein tierischer Aufschrei, der mir das Blut in den Adern gefrieren ließ. Mit meiner Linken langte ich zu der weißen Erscheinung am Erdboden und ergriff einen — Arm, einen

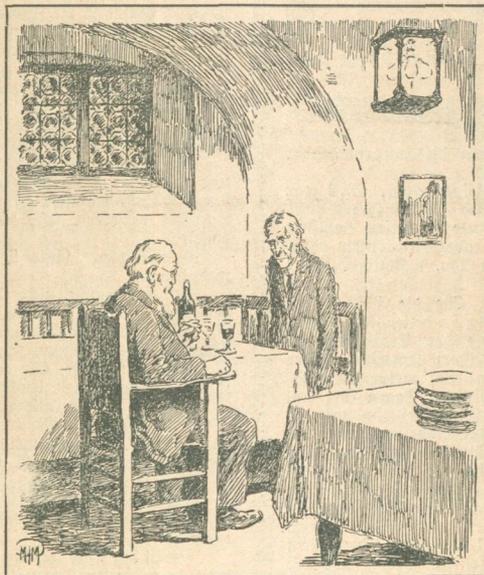
warmen Menschenarm! Als ich in wahnsinniger Angst den Körperteil weit fortzuschleudern wollte, entfiel der leicht zusammengeballten Faust ein Zettel, den ich hastig ergriff, um dann wie gehebt davonzuweichen.

Am nächsten Morgen, als ich schweißgebadet im Gasthaus erwachte, kam mir das Abenteuer so ungläublich und unwahr vor, daß ich der festen Meinung war, geträumt zu haben. Da erblühte ich auf dem Boden vor meinem Bett ein zerknittertes Stück braunen Papiers. Der Zettel von gestern abend! Ich hob ihn auf. Es war ein Tausendmarkschein!

Die Summe, die ich gerade benötigte. —

Bei der Untersuchung der Hügel fand ich nichts, was mit dem schaurigen Erlebnis des vorhergegangenen Abends in Verbindung stehen konnte. Ich bemerkte nur, daß zwischen den halb bloßgelegten Steinen des einen Grabes gerade ein Mensch hätte Platz finden können.“

Der Professor hielt inne. Ihm war kaum zum Bewußtsein gekommen, was er geredet hatte. Erst als es ihm gelang, dem flackernden Augenpaar des Fremden zu entriemen, wichen die Rebel etwas um ihn. Er erkannte wieder die Kellerwände mit



Trennung

Von Gram ist mir umfangen,
In Nacht gehüllt mein Sinn,
Hinweg bist du gegangen,
Nach der all' mein Verlangen
Mich zieht mit herben Schmerzen hin;
Nun klagen meine Lieder:
Mein Treufind, kehre wieder,
Dieweil ich ohne dich so einsam bin.

Die Sonne ist verschwunden,
Verfunken ist das Licht,
Groß Weh hab' ich gefunden,
Weil meine Tag' und Stunden
Dein Auge nur erleuchtet nicht.
Mein Trauern kann nicht enden,
Bis wieder zu mir wenden
Sich wird dein liebreich' Angesicht.

O holder Tag voll Wonne,
Wie wünsch' ich dich heran!
Mein Leid ist dann veronnen,
Gleichwie aus kühlem Bronnen
Erquickung quillt dem Wandermann;
So wird vor tausend Küssen
Die Trübsal weichen müssen,
Lehnst du dich wieder liebend an mich an.

Gustav Rastrop.

den hohen, bunten Bügenscheiben, gegen die in ermüdender Stetigkeit der Regen tropfte.

Der Museumsdirektor sah sich an seinen Kopf. Was war dem Klok heute abend los mit ihm? Ach ja, der Fremdling! Was erzählte er nur jetzt? Zuerst konnte Professor Bahlsing keinen rechten Zusammenhang finden, aber mit einem Ruck ließ plötzlich der Schleier vollends um ihn. Kalte Schauer durchrieselten ihn.

„Einem eigenartigen Zufall haben Sie die Lösung des Rätsels zu danken,“ so hatte der Fremde, in dessen schlagelbem Antlitz sich nicht eine Miene während der Erzählung des Museumsdirektors verjagen hatte, das Wort ergriffen. „Der Defraudant war nämlich mein Assistent auf meinen Expeditionsfahrten. Er kam mit mir vor einigen Tagen hier an, hatte sich aber auf dem Dampfer eine Lungenentzündung zugezogen und mußte todtfrank ins Spital eingeliefert werden. Dort erzählte er mir in seinen letzten Stunden folgendes: Der Flüchtling war seinerzeit durch Zufall in jene Heidegegend gekommen, in der Sie tätig waren. In seinem Unterschlupf in den Königsgräbern sei er am Abend von seinem Verfolger, der also, wie ich eben erfahre, Sie selbst waren, aufgestöbert. Durch Bestechung habe er sich zu retten versucht und dabei seinen Arm eingebüßt. So erfuhr ich erst auf seinem Sterbebette die Ursache seines künftlichen Armes.“

„Sonderbar, in der Tat,“ murmelte der Professor. Aus Furcht vor den flackernden Blicken des Fremden hatte er seine Augen nicht vom Fenster abgewandt.

Kroch dort nicht ein schwarzer Schatten durch die bemalten Scheiben in die Nacht hinaus?

Die Uhr schlug eins —

Da war die Last von seinem Herzen gewichen. Befreit von einem gewaltigen Alldrücken schaute er um sich im Keller-raum. Er saß allein. Vor ihm stand die entleerte Burgunderflasche mit zwei ebenfalls leeren Gläsern. Hastig stand er auf. Dienstoffbesessen kam der Kellner heran.

„Die Fede? Ist schon in Ordnung, mein Herr,“ antwortete der auf die Frage des Gelehrten, „die hat der Herr, der eben fortging, bereits bezahlt, wissen Sie, der Herr mit dem künftlichen Arm.“ —

Als Professor Sigmund Bahlsing am nächsten Tage Erkundigungen im Spital einzog, erfuhr er, daß ein Fremdling mit einem künftlichen Arm vor kurzem lungenkrank eingeliefert und vor zwei Tagen, um Mitternacht, verschieden sei.

Den Purpurkäfer suchte der Direktor vergeblich in seinem Museum.

Ehrlich währt am längsten

Erzählung von Magdalena Eisenberg.

(Nachdruck verboten.)

Mit einem Jubelruf stürzte Käthe Möller zu der alten Frau, die müde und schwach am Fenster im Lehnstuhl saß.

„Großmutter, ich glaube nun doch an höhere Jüngung. Sieh her!“ Und sie schüttete der Gestauten aus einem soeben aufgerissenen Briefumschlag fünf neue Zehnmarkscheine in den Schoß.

„Nun sind wir alle Sorgen los,“ rief sie froh. „Die Miete kann bezahlt werden, und ich kann dir ein Stückchen Fleisch zur Krastsuppe kaufen, und — ja und,“ fügte sie errötend und fast verlegen hinzu, „meine Schuhe kann ich nun auch endlich besohlen lassen. O Großmutter, was bin ich glücklich.“

Die alte Frau nahm das Geld in die weichen Hände mit einem ungläubigen Lächeln, als müsse sie sich durch die körperliche Berührung von der Wirklichkeit überzeugen. Und sie fragte mit leiser Erregung:

„Wer schickt dem das Geld, Käthe?“

„Das weiß ich noch nicht, Großmutter. Soeben hat der Postbote mir diesen Brief ausgehändigt, und beim Öffnen fiel mir das Geld entgegen wie aus einem Füllhorn. Und in meiner Freude bin ich noch gar nicht soweit gekommen, den Brief zu lesen, denn erst mußte ich dir doch das Geld zeigen. Aber nun kann ich dir ja gleich vorlesen. Das ganze kommt mir selbst wie ein Märchen vor. Denn wer soll uns Geld schicken?“

Damit zog das junge Mädchen einen Stuhl neben den Sitz der Alten und begann ihr den Brief vorzulesen. Aber schon der Anfang kam ihr gar zu eigenartig vor:

„Geschäfte Frau Möller,“ las sie und wunderte sich, denn sie war doch erst 22 Jahre alt und nicht verheiratet, sie, die arme „abgebaute“ Kontoristin. Aber laut las sie weiter: „Meine im vergangenen Jahre verstorbene Mutter hat als Patin Ihres Sohnes angeordnet, ihm zu seiner Konfirmation 50 Mark zu schicken, als letzten Gruß von ihr und als Ansporn, ein tüchtiger und ordentlicher Mensch zu werden, der seinem Vater Ehre macht. Ihren Gatten hat meine Mutter immer als einen treuen und tüchtigen Beamten sehr geschätzt.“

Die Leserin des Briefes fühlte plötzlich ein leises Singen und Säusen um sich herum, sah völlig benommen in das erblakte Gesicht der alten Frau und hielt sich unwillkürlich an der Schulter derselben fest, weil sie ein Schwindel zu befallen drohte.

„Großmutter,“ sagte sie endlich heiser, „da stimmt etwas nicht.“

Die Großmutter nickte langsam und schluckte wehmütig an den Tränen der Enttäuschung.

„Sieh doch einmal die Adresse nach, Kind. Der Brief wird nicht für uns bestimmt gewesen sein.“

Käthe stand auf. Sie wollte nach dem Tisch und holte den so eilig aufgerissenen Umschlag.

Da stand's. In allerdings sehr flüchtiger Handschrift. „Frau Elisabeth Möller,“ las sie tonlos. „Und ich dachte Elisabeth Möller und meinte, meine tote Mama sei gemeint. Der Postbote muß das ja auch gedacht haben.“

„Und Leipziger Straße 25?“ forschte die Alte, immer noch in banger Hoffnung.

Käthe sah auf die Anschrift. „Nein,“ rief sie, „fünfund — dreißig!“

„Siehst du, Kind, da hat der Postbote sich geirrt. Das kommt, weil du in diesen Tagen soviel Briefe erhalten hast auf deine Bewerbungen.“

„Ja, immer Absagen,“ erwiderte Käthe bitter.

„Ja, und darum hatte er auf die Hausnummer gar nicht mehr geachtet,“ fuhr die Großmutter jammernd fort. — „Aber nun mußt du gehen und den Brief gleich an seinen richtigen Bestimmungsort bringen und dich entschuldigen.“

„Großmutter,“ stöhnte das junge Mädchen, „das ist ja so fürchterlich traurig.“

Die Alte nickte wie abwesend: „Wir hätten's schon brauchen können, das Geld. Da es aber nicht für uns bestimmt ist, müssen wir's abgeben, wenns auch vielleicht keiner merken würde, wenn wir's behielten.“

„Es ist mir aber so peinlich,“ stammelte Käthe, „weil ich doch den Brief geöffnet und sogar gelesen habe. Was wird die Frau dazu sagen?“

„Der wir müssen das Geld eingeschrieben an den Absender zurücksenden mit einer Entschuldigung.“

„Die Unterschrift ist unleserlich,“ seufzte Käthe, „und neben dem Datum steht nur Berlin, aber keine Straße.“

Die Großmutter streichelte über das zuckende Gesicht ihres Lieblings und sagte:

„Ich kann ja leider nicht gehen, Kind, ich bin zu schwach. Du mußt schon, es hilft nichts. Denn ehlich währt am längsten.“

Mit schwerem Herzen hatte sich Käthe Möller auf den Weg nach Leipziger Straße 35 gemacht, und mit noch schwererem kam sie zurück, ergrimmt auf Frau Elisabeth Müller, die den für sie bestimmten Brief mit sichtlicher Empörung in Empfang genommen hatte, und ebenso ergrimmt auf den Absender, der ohne zu ahnen und ohne es zu wollen an ihrer schmerzlichen Enttäuschung schuld war, und ergrimmt vor allem auf das Schicksal, das mit armen, geprüften Menschen ein so grausames Spiel trieb, ihnen todend die hilfreiche Hand entgegenstreckte, um sie dann höhnisch zurückzuziehen. — — —

Dr. Alfred Dornburg saß am Schreibtisch in seinem Arbeitszimmer und erlebte die eingegangene Post. Da stieß er auf einen Brief, den er noch nicht erwartet hatte, und der ihn in seiner Form stutzig machte.

„Werter Herr Doktor! Die 50 Mark sind mir zu Händen gekommen, wenn auch auf allerlei Umwegen. Ein Fräulein Käthe Möller hatte sich dieselben angeeignet und brachte sie mir schließlich notgedrungen wieder. Sie wohnt ebenfalls in unserer Straße, und ich weiß nicht, wie ihr der Postbote einfach den Brief aushändigen konnte, und sie hätte es doch wohl merken müssen, daß der Brief nicht für sie bestimmt war. Ich habe es ihr auch gesagt, weil es mir doch peinlich war wegen des eingeleigten Geldes. Es waren doch hoffentlich bloß 50 Mark. Bestätigen Sie mir das doch noch bitte zur Sicherheit, Herr Doktor. . .“

Dr. Dornburg schüttelte den Kopf, peinlich berührt. Und nachdem er der Frau Müller „zur Verhütung“ eine Karte geschrieben, schrieb er einen längeren, sehr schönen Brief an das Fräulein Käthe Möller als Entschuldigung, daß er sie einer solchen Kränkung ausgeheilt habe, und fragte sie, ob sie vielleicht dieselbe sei wie jenes Fräulein Käthe Möller, die vor kaum einem Jahre im Büro seines Bruders gearbeitet habe und dann so schnell verschwunden sei. . .

Und Dr. Dornburg dachte dabei an eine allerliebste Episode seines Lebens. Er hatte, auf einem Urlaub befindlich, die kleine Buchhalterin seines Bruders aus unwiderstehlichem plötzlichem Liebesbrang geküßt, war dann aber zu feige gewesen, ernst zu machen, und hatte gehofft, das junge Mädchen bei seinem nächsten Urlaub wieder anzutreffen. Aber zu seiner Verwunderung mußte er von seinem Bruder vernehmen, daß Käthe ganz plötzlich und grundlos geschändigt habe. Da ahnte er den wahren Grund, schlug sich das kleine Erlebnis jedoch gewaltsam aus dem Sinn.

Und nun führte ihn das Schicksal so ungewollt wieder auf Käthe Möllers Fährte? War es Zufall? Oder Bestimmung? Dr. Dornburg spürte jedenfalls, daß dies etwas in seinem Innern regte, und er war ehrlich genug, dies Etwas sein Gewissen zu nennen. —

Nach einigen Tagen hielt er — und es muß mitgeteilt werden, daß er beim Öffnen sowohl hange wie erfreut war — einen kleinen Brief in seinen Händen, dessen Wirkung ein schnell genommener Urlaub war und eine schier überstürzte Reise nach einem Städtchen, in dessen Leipziger Straße, Hausnummer 25, zwei durch die Not der Zeit verarmte Frauen wohnten, die eigentlich gar nicht mehr so richtig an den Weihnachtsmann glaubten, zumal an einen, der mitten im Ostermonat sich auf die Beine macht.

Aber nun kommt die alte Geschichte, und da wollen wir nur noch erwähnen, daß Herr Dr. Dornburg aus Berlin seiner lieben Braut, dem Fräulein Käthe Möller, ganz boshaft den kleinen Triumph bereite, mit ihr einen Besuch bei Frau Elisabeth Müller zu machen, um sich mit ihr als Brautpaar vorzustellen. Aber Frau Elisabeth Müller war keineswegs beschämt oder verlegen und sagte nur so ein bißchen von oben herab:

„Na, dann ist es ja man gut, daß das mit dem Geld so gestimmt hat. Und das merken Sie sich man für alle Zeit, Fräulein Möller: Ehrlich währt am längsten.“

Der Doktor Dornburg soll, als er mit seiner Braut wieder auf der Straße war, trotz der ersten Mahnung der Frau Müller sehr gelacht haben.

„Ruck-zuck.“

Von Hans Janson.

(Nachdruck verboten.)



„Was ist das?“ flüsterte die alte Spardose, die seit zehn Jahren verlassen und verstaubt in einer Ecke gestanden hatte. „Geld? Eine Mark? Und der Soldat ist wieder da?“

Trotz ihres Alters hatte die Spardose noch ein schmuckes Aussehen. Sie glück einem Schilderhäuschen. Nur der Soldat, der sonst mit geschultertem Gewehr neben ihr gestanden hatte und jedesmal präsentierte, wenn eine Mark in die Büchse geworfen wurde, war verschwunden. Sonst aber war sie noch gut erhalten, auch der schwarz-weiße Anstrich hatte

wenig gelitten. Eine Hand im Hause hatte sie nie ganz vergessen. . . eine Frauenhand, die nun längst einen roten Goldreif am Finger trug. Damals aber war das noch eine kleine Mädchenhand gewesen, deren Fingerring oben an die Büchsenklappe kamen, um eine Münze hineinzuwerfen. Zuweilen hatte Klein-Mennchen das Schilderhäuschen auch an das rosiges Ohr genommen und geschüttelt. Gott, wie es dann lebendig in ihm wurde, und wie freute es sich mit dem Kinde, wenn der Klang, der aus seinem Geldbehälter stieg, immer schwerer und voller wurde. Nun kam ja bald die Zeit, daß das Schilderhäuschen im Arm seiner kleinen Freundin den großen Spaziergang nach der Sparkasse machte. War das eine Freude, und was sah und erlebte man dabei nicht alles!

Es war meistens nach den Festtagen. Dann waren die Geldbeutel schmaler und die Spardose voller geworden, kam doch selten eine Tante oder ein Onkel zu Besuch, der nicht den Wackelposten an Mennchens Spardose präsentieren lassen wollte.

Und dann auf der Sparkasse! Der alte Kassierer dort hatte ja immer seine helle Freude an dem Schilderhäuschen und dem präsentierenden Soldaten. Meist warf er auch selbst die letzte Mark hinein, worauf sich die Tür des Schilderhäuschens automatisch öffnete und die gesammelten Münzen auf den Kassentisch rollten. Sei, was dann die anderen Spardosen für Augen machten! Und wie drollig manche davon ausahen, einige wie Knollen oder riesige Kartoffeln, andere wie ein Schiffchen oder wie ein Osterei. Manche, die kein Schloßchen und kein Schlüsselchen hatten, sondern nur einen Einschnitt und den Steingut waren, mußten ihr Leben lassen.

„Ach, wie lang war das her?“

Aus dem Mennchen war eine Hausfrau geworden, die nun selber ein Mennchen hatte. Aber gespart wurde bei den Menschen, die keine Münzen mehr hatten, nicht mehr.

Einmal — es war kurz nach dem Krieg — kam auch der junge Hausherr in die Ecke, wo das schwarz-weiß gestrichene Häuschen stand.

„Ach,“ lachte er, „was ist das für ein ulkiges Ding — eine Spardose? Was will die jetzt noch?“

Aber die junge Hausfrau nahm ihr Schilderhäuschen in Schutz.

„Laß es nur stehen, Hermann. Vielleicht, daß es doch noch einmal zu Ehren kommt, wenn die Papierlappen sich wieder in Kupfer verwandeln.“

„Da kannst du noch etwas warten, Aenne.“

„Der unser Mennchen ist dann so weit, daß es mit dem Häuschen spielen kann.“

Und so blieb das alte Schilderhäuschen an seinem Platz. Liebe Kindheits Erinnerungen hatten es gerettet. Es verstaubte zwar ein bißchen. Der Soldat kam ihm abhanden. Aber in seiner Ecke konnte es weiterträumen, bis — — —

Die alte Spardose erschauerte. Eine Hand hatte sie aus der Ecke genommen. . . eine Männerhand. Ein Tuch wuschte über sie hin, und — o Wunder! — plötzlich stand auch der Soldat wieder neben ihr. Eine Mark fiel mit altem Gewicht auf das Zahnrädchen an ihrer Herzseite.

„Ruck-zuck!“

Der Soldat präsentierte. Ein Kinderstimmchen jauchzte auf.

„Muttmchen, mehr, Muttmchen!“

Ein seliges Erschauern ging durch das alte Schilderhäuschen. Ein Kinderstimmchen tastete an seinem Einwurf. Eine Mark fiel auf das Zahnrädchen, bewegte das alte Herz der Spardose. Es rasselte, schnarrte — — — und war nicht eingeroset, trotz einem Jahrzehnt.

„Ruck-zuck!“

Und der Soldat präsentierte.

Und das Kind jauchzte.

„Muttmchen, mehr, Muttmchen!“

Ein- und Ausfälle

Es gibt Menschen, die hängen sich so geschickt in deinen Arm ein, daß du glaubst, sie stützen dich, während du ihre ganze Last unbewußt mitträgst.

Gastfreundschaft heißt, die Wehrlosigkeit jenes Menschen, den du beherbergst, in keiner Weise auszuheilen.

Es gibt Herzen, die sind wie ein Wasserspiegel, und andere sind wie ein Spiegel. Fällt der Stein des Unglücks auf den Wasserspiegel, wirkt das Wasser größere und kleinere Ringe auf. Gar bald ist der Wasserspiegel wieder glatt. Ist das Herz wie ein Spiegel, wird es vom Stein des Unglücks zerpflegt, und es bekommt nie mehr sein früheres Aussehen. U. C. Fra ten.

Glückspilze!

Von W. Berger.

(Nachdruck verboten.)

In dieser kleinen Geschichte handelt es sich um ein richtiges Preisanschreiben ohne jede Bedingung und Käufelbündung. Der Schluß ist zufriedenstellend, und das ist die Hauptsache, denn die meisten Preisanschreiben enden für die Teilnehmer nicht immer befriedigend. 5000 Mark waren von einer Schokoladenfabrik für eine farbige Zeichnung mit entsprechender Benennung ausgewählt. Es sollte eine neue Schokoladenmarke herausgebracht werden und derjenige, der die schönste Zeichnung und den besten Namen ersand, sollte zur Belohnung 5000 Mark in bar erhalten. Das war natürlich verlockend für alle jungen Künstler. Auch Hans Heisinger hatte dieses Ausschreiben gelesen, und da er außer einem hübschen Talent nichts besaß, so setzte er sich hin und zeichnete und entwarf. Doch nichts wollte ihm so recht gefallen, erst die Zeichnung, dann der Farbenton und schließlich auch der Name nicht. Hans war ganz unglücklich darüber, denn die 5000 Mark konnte der elternlose junge Mann sehr gut gebrauchen. 5000 Mark, bei der herrschenden Geldknappheit; das mußte ja eine sehr gutgehende Schokoladenfabrik sein, die sich so etwas leisten konnte. Allerdings war nur ein Preis ausgeschrieben, doch dieser eine Preis war es, der ihn mächtig anzog. Und so schaffte denn Hans unerbittlich weiter.

Schließlich nach wochenlangem Suchen, hatte er die Zeichnung fertig. Eine sich im Reigen wiegende Reihe tanzender Amoretten mit dem rot-weißen Köppchen des Glückspilzes auf dem Lockenhaar, das war das Ergebnis seines rastlosen Schaffens.

So zeichnete er denn auch den Namen „Glückspilzschokolade“ auf die hübsche kleine Malerei. Sorgfältig verpackt ging das kleine Päckchen dem Schokoladenfabrikanten Klein zu.

Wieder gingen Wochen in das Land, doch eines Tages kam die frohe Botschaft; Hans hatte den Preis von 5000 Mark zugesprochen erhalten. Der glückliche Gewinner tanzte einige Schminnschritte, bogte die Staffelei um und machte Pläne, die ins Gigantische gingen. Er nahm den Brief noch einmal zur Hand. „Aha! Da stand noch eine Nachschrift: „Wir ersuchen Sie, das Geld in den nächsten Tagen bei uns in Empfang nehmen zu wollen.“

Also in den nächsten Tagen, das war morgen oder übermorgen, so träumte Hans noch drei Tage von Geld, Ruhm und Glück. Am dritten Tage fuhr er, frisch rasiert, im Sonntagsrock steifend, zu der Schokoladenfabrik, die in einer benachbarten Stadt gelegen war.

Man empfing ihn freundlich, und als er nach einer halben Stunde des Wartens in das Privatbüro des Inhabers geführt wurde, roch es hier wohl nach Schokolade, doch nicht nach Geld.

Herr Klein gab ihm die Hand und gratulierte; dann ging er ins Allgemeine über, sprach von schlechter Geschäftslage und von noch schlechterem Geldeingang. Schließlich erklärte er, daß das Geschäft die Summe von 5000 Mark nicht zahlen könne, höchstens von Fall zu Fall. Hans möge dies nicht übelnehmen, doch es ginge nicht anders. Hans, der aus allen Himmeln gefallen, starrte den Fabrikanten wortlos an. Einen Augenblick dachte er daran, sich auf ihn zu werfen, doch da kam ihm ein Gedanke. So sagte er denn, daß er das Geld nicht haben wolle, sondern daß die 5000 Mark als Geschäftseinlage anzusehen seien und er als Teilhaber in die Fabrik eintreten würde. Dieser Vorschlag wurde von Herrn Klein angenommen und Hans als Teilhaber in die Schokoladenfabrik aufgenommen.

Man brachte die Glückspilzschokolade heraus, und allenthalben sah man die Bildchen mit den vielen tanzenden Elfen in den Händen der schokoladenaschenden Menschen. Alle Welt lobte sie.

Das Preisanschreiben aber hat Herrn Klein dreifachen Vorteil gebracht. Er brauchte die 5000 Mark nicht zu zahlen, erhielt einen sehr fleißigen und intelligenten Teilhaber und, da sich Hans in die hübsche Erna Klein bis über die Ohren verliebte, so brachte es Herrn Klein auch einen Schwiegersohn in das Haus.

Hans aber erhält jetzt 5000 Mark Jahresgehalt. Die Glückspilzschokolade brachte ihm Glück, wenn er es sich auch anders gedacht hatte.

Sein Schwiegervater sagte eines Tages beim Frühstück zu ihm: „Preisanschreiben erfüllen schon ihren Zweck, wenn sie alle so enden, wie das meinige, nicht wahr, Hans?“

Und Hans konnte nicht anders, als ihm warm die Hand zu drücken.

Merkwürdige Londoner Klubs im 18. Jahrhundert

Im vorigen Jahrhundert bestanden in London einige Klubs, die an Originalität nichts zu wünschen übrig ließen. Da war der Klub der Unglücklichen, in welchem nur Bankrottierer Aufnahme fanden; der Präsident war ein Zuchthäusler erster Ordnung und hatte Anwartschaft auf den Galgen, als Erkennungszeichen trug er ein blaues Mützchen mit einer roten Feder. Da war ferner der Klub der Schönen und der Klub der Hässlichen. Dann gab es noch einen Klub, der sich der Klub der Zwerge nannte; hier wurde der Hirtenknabe David als Löter des Riesen Goliath als Schuttpatron verehrt. Dem Klub der Zwerge gehörte ein berühmter Dichter an, der, wie er selbst mitteilt, mit seiner kleinen Statur und seinen unendlich langen Armen einem Frosche ähnlicher sah als einem Menschen. Als Gegenstück zum Klub der Zwerge war natürlich auch ein Klub der Riesen da, in den nur „überlebensgroße“ Personen eintreten durften.



An meine kleine Tochter

Was für ein gar lustig Mäuschen
Ist doch unser jüngstes Kind!
Immer geht ihr Plappermäulchen,
Wie die Mühle in dem Wind.

Immer lacht sie unter Scherzen,
Ist die Lustigste fürwahr.
Kann auch ihre Schwestern neden,
Zupft sie heimlich an dem Haar.

Du! dich, kleine Schwester Lenchen,
Und versteckst dich geschwind!
„Ei, warum denn,“ ruft sie fröhlich,
„Es war nur der Wind, der Wind!“

Melanie Jung

